



NIKLAUS PETER

Wo nichts mehr zu machen ist

Menschen sind trostbedürftige Wesen. Nicht nur Kleinkinder mit ihren Ängsten und Hochbetagte, denen Altersbeschwerden oder Todesfurcht zusetzen, sondern auch jene brauchen Trost, denen eine Liebe zerbrochen ist oder die beruflich Schiffbruch erlitten haben – und wer kennt solche Erfahrungen nicht? Es gibt wenige, die in solchen Momenten tröstliche Worte und Zuwendung abweisen. Erstaunlich deshalb, dass die zeitgenössische Philosophie den Trost weithin als etwas Peinliches und Unehrlisches wegschiebt, als etwas, das beinahe reflexartig mit falscher Vertröstung gleichgesetzt wird.

Vermutlich hängt das damit zusammen, dass wir Trost dort nötig haben, wo wir selber nichts mehr machen können, wo unsere eigenen Handlungs-, Heilungs- und Veränderungsmöglichkeiten erschöpft sind. Das ist ein Problem, ja es schlägt eine rechte Delle in ein philosophisches Selbstverständnis, das den Menschen stets als freies, handelndes, starkes, souveränes und mit allen denkbaren Rechten ausgestattetes Wesen sehen will. Am radikalsten findet die Souveränität

dort ihre Grenze, wo mit dem Tod alles Machenkönnen zu Ende ist. Hier zeigt sich, dass die Fähigkeit, Trost zu denken und tröstliche Zuwendung zu üben, mit unserem Wirklichkeitsverständnis und unserem Selbstbild zu tun haben. Wenn ein viel beachteter Kulturtheoretiker und Künstler wie Bazon Brock angesichts des Hinschieds eines von ihm verehrten Philosophen nur schreiben kann: «Der Tod muss abgeschafft werden, diese verdammte Schweinerei muss aufhören. Wer ein Wort des Trostes spricht, ist ein Verräter an der Solidarität aller Menschen gegen den Tod» – so zeigen diese Worte und der seltsame Tonfall, dass hier ein Denken in eine Sackgasse geraten ist. Dass man, auf Machen eingestellt, wo nichts mehr zu machen ist, nur noch pubertär protestieren kann. Der Tod kann dann nur als «ungeheuerlicher Skandal» empfunden werden.

Wer hingegen weiss und auch akzeptieren kann, dass wir begrenzte, endliche Wesen sind, dass es Dinge gibt, bei denen wir «nichts mehr machen können» – ohne dass damit unser ganzes Menschsein sinn- und wertlos würde –, der wird sich (vielleicht) trösten lassen. Denn Trost brauchen wir, solche Erfahrungen schmerzen, man kann sie nicht wegdrücken, sie machen einsam. Dies, weil alle anderen glücklich, zufrieden und zukunftsfröhlich zu sein scheinen. Verzweiflung vereinzelt, fixiert auf einen zeitlich wie räumlich engen und dunklen Punkt.

Trösten heisst dann: beistehen, nicht ausweichen, zuhören, den Horizont weiten, Erinnerungen wachrufen, menschliche Solidarität auch im Schwierigen leben. Zu trösten versuchen wird, wer selber von einer Hoffnung, einem Glauben getragen ist. Wer auch für sich selber akzeptiert, dass Leiden und Sterben zum Leben gehören, der Tod aber nicht «alles» ist. Wer das, was religiöse Sprache wachzuhalten und auszusprechen versucht, nicht für Selbstbetrug oder feige Täuschung anderer halten muss.

NIKLAUS PETER ist Pfarrer
am Fraumünster in Zürich.